

Aufsätze

Teresa Koloma Beck

Räume der Sicherheit – Räume der Gewalt

Topologien des Alltags in der afghanischen Hauptstadt Kabul

Vor dem Hintergrund aktueller Debatten um den Begriff des Gewaltraums diskutiert der Beitrag Prozesse alltäglicher Ordnungsbildung in der afghanischen Hauptstadt Kabul aus einer topologischen Perspektive. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass in bewaffneten Konflikten das Problem der Gewalt für Ordnungsbildungsprozesse auf allen Ebenen des Sozialen zentral ist. Denn AkteurInnen müssen ihren Alltag unter den Bedingungen der Bedrohung durch Gewalt organisieren. Auf Grundlage einer ethnographischen Forschung im Frühjahr 2015 geht der Beitrag der Frage nach, wie in verschiedenen lebensweltlichen Kontexten »Sicherheit« produziert wird und welche Konsequenzen sich daraus auf der Meso- und Makroebene ergeben. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei der Komplexität der afghanischen Konfliktkonstellation, in der sich soziale und politische Konflikte innerhalb des Landes mit bewaffnetem Widerstand gegen eine internationale militärische Intervention überlagern, was zu einer Multiplikation akteursspezifischer Bedrohungswahrnehmungen führt. Der Beitrag rekonstruiert Prozesse der sozialen Produktion »sicherer Orte« und diskutiert die bisweilen paradoxen Effekte, die sich aus der Konfrontation der Sicherheitspraktiken »lokaler« und »internationaler« Akteure ergeben.

Schlagnote: Alltag, Raum, Sicherheit, Kabul, Intervention, Ethnographie

1. »Gewaltraum« – ein Begriff für die Friedens- und Konfliktforschung?

Dieser Aufsatz geht der Frage nach, wie sich Alltag unter den Bedingungen eines bewaffneten Konfliktes strukturiert und interessiert sich dabei insbesondere für dessen sozialräumliche Dimension. Hintergrund ist eine Debatte, die seit einigen Jahren die historische, die geographische und die soziologische Konflikt- und Gewaltforschung beschäftigt und in deren Zentrum der Begriff »Gewaltraum« steht. Dieser suggeriert, dass es Räume und Orte gibt, die in entscheidendem Maße durch

Gewalt geprägt sind. Gemeint ist damit nicht allein die Umgestaltung der materiellen Umwelt durch Zerstörung. Der Begriff impliziert auch, dass das, was Menschen an solchen Orten tun und unterlassen, wohin sie gehen und wo sie bleiben, kurzum: wie sie die Welt erleben, sich in ihr ausrichten und agieren, durch Gewalt beeinflusst oder gar bestimmt ist. Ähnlich wie in den Debatten um »*failed states*«, »*ungoverned territories*« oder »Neue Kriege«, wird für die so bezeichneten Gebieten ein ubiquitärer und omnipräsenter Einfluss der Gewalt auf soziales Leben überhaupt unterstellt. Semantische Parallelen zum Hobbes'schen Naturzustand drängen sich auf (für eine ausführliche Diskussion des Begriffs siehe Koloma Beck 2016 a).

Profiliert wurde der eigentlich auf den Soziologen Wolfgang Sofsky zurückgehende Gewaltraum-Begriff (2002: 117) in den Arbeiten des Osteuropa-Historikers Jörg Baberowski. In seinem 2012 erschienenen Band *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt* entwickelt er die These, dass die Gewaltexzesse in der Sowjetunion durch Ideologie und Radikalisierung nur schlecht erklärbar sind. Entscheidend sei vielmehr, dass im Prozess der Transformation des Russischen Reiches durch Revolution und Bürgerkrieg Räume entstanden seien, in denen Gewalt zu einer Handlungsressource von ubiquitärer Verfügbarkeit wurde. In dem 2015 erschienenen Band *Räume der Gewalt* versucht Baberowski, dieses Argument in generalisierender Absicht begrifflich zuzuspitzen. »Was immer Menschen auch tun werden: stets handeln sie in Situationen, in Räumen der Gewalt, die ihnen zwar nicht vorschreiben, was zu tun ist, die aber ihre Möglichkeiten einschränken, das Geschehen nach Belieben zu kontrollieren« (Baberowski 2015: 32). Die Bedeutung dieser Arbeiten innerhalb der historischen Kriegs- und Gewaltforschung besteht darin, dass sie einer Abkehr von der bis dahin im Fach dominanten TäterInnenforschung¹ den Weg bereiten, die sich vor allem mit Ideologie und persönlichen Motiven beschäftigt, und stattdessen den Blick für die Komplexität der sozialen Dynamik in Kriegs- und Konfliktsituationen schärfen (siehe hierzu vor allem Baberowski/Metzler 2012).²

Dennoch ist dieser Ansatz inzwischen vielfach kritisiert worden. Problematisiert wurde vor allem, dass das Argument in seiner Grundstruktur zwar zutreffend, in seiner Anwendung aber überzogen sei. Denn die Einsicht in die komplexe soziale Konditioniertheit von Gewaltdynamiken führt bei Baberowski nicht zur Rekonstruktion konkreter empirischer Kontexte, sondern in pauschalisierende Aussagen

1 Der Text bemüht sich um gendergerechte Sprache und verwendet dafür – vor dem Hintergrund stilistischer Überlegungen – entweder beide Formen oder das Binnen-I. Ist nur eine Form angeführt und von konkreten AkteurInnen die Rede, ist in der Regel auch nur die benannte Form gemeint.

2 Mein Dank gilt Tanja Bogusz, Béatrice von Hirschhausen und den anonymen GutachterInnen für ihre ausführlichen und anregenden Kommentare zu früheren Fassungen dieses Textes.

über eine durch anthropologische Dispositionen vorangetriebene Entgrenzung der Gewalt. »Denn im Gewaltraum, den der entgrenzte Krieg öffnet, fallen alle Hemmungen« (Baberowski 2015: 162). Zu pauschal, so die KritikerInnen, sind diese Charakterisierungen, zu gering der analytische Ertrag des Begriffs, zu problematisch dessen politische Implikationen (vgl. Jureit 2016; Knöbl 2015).

Doch ähnlich wie im Falle der Kritik an der Theorie »Neuer Kriege« und der »*failed states*«-Argumentationen kann gerade die Zurückweisung dieser Perspektive zu interessanten neuen empirischen, theoretischen und methodischen Fragen führen: Wenn es unzutreffend ist, dass Kriegsgebiete »Räume des Schreckens« (Schnell 2012) sind, in denen allein Furcht und Unvorhersehbarkeit regieren, wie lässt sich dann die spezifische Sozialräumlichkeit von Kriegs- und Konfliktgebieten beschreiben? Während die kritische Auseinandersetzung mit der Theorie »Neuer Kriege« und den »*failed states*«-Debatten zu innovativen Forschungen über den Zusammenhang von bewaffneten Konflikten und Staatsbildungsprozessen geführt hat, lenkt der Begriff des Gewaltraums mit seiner Suggestion einer *Allgegenwärtigkeit* der Gewalt den Blick auf lebensweltliche Strukturen und damit den Alltag des Krieges.³ Für die Friedens- und Konfliktforschung eröffnet sich so eine interessante Perspektive. Denn der Alltag bewaffneter Konflikte ist hier in den letzten Jahren zu einem eigenständigen Forschungsgegenstand geworden. Besonderes Interesse galt dabei vor allem der praktisch-leiblichen Dimension sozialer Strukturbildungsprozesse. Anhand von Begriffen wie *Praxis*, *Habitus*, *Gewohnheit* oder *Erfahrung* wurde herausgearbeitet, dass die Konfrontation mit einer Kriegssituation Adaptationsdynamiken in Gang setzt, die darauf zielen, gewohnte und vertraute Handlungs- und Denkmuster auch unter den Bedingungen des Krieges fortsetzen zu können. Es wurde gezeigt, wie auf diese Weise radikale Erfahrungsbrüche verhindert und sogar Gewalterfahrungen zu einem bestimmten Grade »normalisiert« werden können. Mit ihrem Fokus auf leibliche Gewohnheitsstrukturen haben diese Arbeiten interessante Einsichten über die zeitliche Dynamik, insbesondere die langfristigen Auswirkungen bewaffneter Konflikte hervorgebracht (vgl. Eriksson Baaz/ Stern 2009; Maček 2009; Sylvester 2011; Koloma Beck 2012; 2016 b; Hensell/ Gerdes 2014; Bultmann 2015). Ein systematischer Blick auf die räumliche Dimension des Alltags, wie ihn eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gewaltraum-Begriff nahelegt, verspricht, diese Arbeiten aufschlussreich zu ergänzen.

3 Aus der Kritik an der Argumentation »Neuer Kriege« und »*failed states*« entwickelte sich bekanntlich die inzwischen fest etablierte herrschaftssoziologisch informierte mikroperspektivische Forschung zu bewaffneten Konflikten und Staatlichkeit (Schlichte 2005; 2009; Kalyvas 2006).

In einer explorativen ethnographischen Untersuchung in der afghanischen Hauptstadt Kabul im Frühjahr 2015 habe ich versucht, diese Perspektive zu entwickeln. Dabei wurde die problematische Suggestion des Gewaltraum-Begriffs als Frage umformuliert zum Ausgangspunkt einer qualitativen, empirischen Studie. Ziel war es, zu rekonstruieren, *wie sich unter den Bedingungen eines bewaffneten Konfliktes alltägliche Lebenswelten strukturieren und verändern*. Besondere Aufmerksamkeit galt dabei auch den Implikationen dieser Dynamiken für Politiken intervenierender Ordnungserzeugung und Staatsbildung. Im Folgenden will ich einige zentrale Einsichten dieser Forschung darstellen. Dabei werde ich Räumlichkeit als Teil von Alltagsstrukturen rekonstruieren, die auf wiederholten Erfahrungen und leiblichen Gewohnheiten beruhen. Ich werde zeigen, dass für den alltäglichen Umgang mit dem Problem der Gewalt eine topologische Ordnung entscheidend ist, in deren Zentrum »sichere Orte« stehen. Letztere sind nicht einfach gegeben, sondern selbst Produkt sozialer Prozesse. Die aktive Herstellung von aktors- und situationsspezifisch »sicheren Orten« ist das Gravitationszentrum aller Alltagsaktivitäten. In einem ersten Schritt werde ich in den Fall einführen, die theoretischen Grundüberlegungen erläutern und den methodischen Zugang darlegen. Danach werde ich die Topologie der Sicherheit genauer vorstellen, in deren Zentrum sozial produzierte »sichere Orte« stehen. Im dritten Abschnitt werden dann die Modi der Produktion dieser Orte genauer analysiert. Im Fazit werden die Implikationen dieser Analyse für Diskussionen um »Gewalträume« und Politiken intervenierender Ordnungsbildung diskutiert.

Zuvor scheint jedoch ein Wort zur Einordnung des Beitrags angebracht. Denn angesichts des *spatial turn* und der Konjunktur raumbezogener Forschungen in den verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, ruft der Begriff des Raumes eine Vielfalt möglicher Perspektiven und Anschlussmöglichkeiten auf. Diese zu rekonstruieren und ihre Bezüge zum interdisziplinären Feld der Friedens- und Konfliktforschung aufzuzeigen, ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich. Die methodisch-theoretisch einordnenden Passagen werden deshalb skizzenhaft bleiben und die LeserInnen auf die einschlägige Literatur verweisen. Die Besonderheit des im Folgenden entwickelten Zugangs besteht darin, dass er zum einen soziologisch ausgerichtet ist, und sich zum anderen nicht für den Raum an sich, sondern für Räumlichkeit als Dimension von Alltäglichkeit interessiert. Inspiriert von den alltagsbezogenen Arbeiten in der Friedens- und Konfliktforschung der letzten Jahre (vgl. Nordstrom 1997; 2004; Lubkemann 2008; Maček 2009; Sylvester 2011; Autesserre 2014), die nicht zuletzt durch ein verstärktes Interesse am Alltag in *peacebuilding*-Prozessen motiviert sind (Mac Ginty/Richmond 2013; Mac Ginty 2015), soll eine alltagssoziologische Perspektive entwickelt werden, die sich in be-

sonderer Weise für den Raum interessiert. So soll auch ein Beitrag zu einer stärkeren Verknüpfung von Friedens- und Konfliktforschung und Soziologie im deutschsprachigen Raum geleistet werden.

2. Krieg als Lebenswelt

Wenn es Orte gibt, auf die der Gewaltraum-Begriff plausibel anwendbar scheint, so zählt die afghanische Hauptstadt Kabul sicher zu ihnen. Bedrohungen für Leib und Leben ergeben sich hier nicht nur aus klassischen Formen der Bürgerkriegsgewalt, wie Anschläge oder Angriffe, die die globale Medienberichterstattung dominieren. Hinzu kommen andere, apolitisch erscheinende Gewaltformen wie etwa Entführungen, Lynchjustiz, sexualisierte Gewalt, Gewalt in der Familie sowie eskalierende private Konflikte, die das Lebensgefühl vieler KabulerInnen bestimmen (hierzu ausführlich Esser 2014). Die Stadt ist nicht nur Zentrum des politischen Konfliktgeschehens im Land, sondern auch ein Ort der Konfrontation von Lebensstilen und Wertvorstellungen sowie extremer sozio-ökonomischer Ungleichheit. Wie in allen Großstädten multiplizieren sich hier politische, soziale und ökonomische Konfliktpotentiale, da Verschiedenes, ja Unvereinbares unter den Bedingungen räumlicher Verdichtung koexistieren muss. Mit ihren über drei Millionen EinwohnerInnen ist die in einem Flusstal des Hindukusch-Gebirges gelegene Stadt nicht nur das Zentrum afghanischer Staatlichkeit, sondern auch das wirtschaftliche Drehkreuz des Landes und der bedeutendste Standort für Kultur- und Bildungseinrichtungen. Sie ist ein Erinnerungsort nationaler Geschichte und gleichzeitig politisches und logistisches Zentrum internationaler Interventionspolitik. All dies macht Kabul zur zentralen Bühne der Aushandlung, Erfahrung und Ausstellung politischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Transformation – und damit gleichzeitig zum wichtigsten Schauplatz der Inszenierung von Dissens. Bereits seit einigen Jahren ist der Widerstand gegen das Projekt intervenierender Staatsbildung und Gesellschaftstransformation so generalisiert, dass nicht nur militärische Anlagen Ziele von Angriffen werden. Vielmehr kann es alle Institutionen oder Personen treffen, die mit diesem Projekt in Verbindung stehen oder so wahrgenommen werden: afghanische Regierungseinrichtungen und Behörden; internationale Organisationen; afghanische, ausländische und internationale Nichtregierungs- und Hilfsorganisationen; größere, international vernetzte Unternehmen sowie die jeweiligen MitarbeiterInnen all dieser Institutionen; afghanische und ausländische JournalistInnen oder WissenschaftlerInnen. Aufgrund der finanziellen und politischen Abhängigkeit der afghanischen Regierung von und der daraus folgenden engen Zusammenarbeit mit internationalen GeberInnen, ist der Kampf gegen die Regierung performativ oft

kaum vom Kampf gegen die Intervention zu unterscheiden. Hinzu kommen Formen der Gewalt gegen verschiedene, als gefährlich identifizierte Bevölkerungsgruppen, die vom afghanischen Staat oder den Interventionskräften selbst ausgehen.

Angesichts dieser Beobachtungen und Berichte scheint es plausibel anzunehmen, dass in dieser Stadt Konflikt und Gewalt weite Teile des sozialen Lebens erfassen und bestimmen – so wie es der Gewaltraum-Begriff nahelegt. Doch wie lassen sich diese vermuteten Dynamiken nun empirisch untersuchen? Wie lässt sich rekonstruieren, wie sich die in der medialen Berichterstattung suggerierte Allgegenwärtigkeit der Gewalt (vgl. Gregory 2011) in konkreten Alltagskontexten darstellt? Und wie lassen sich die Effekte dieser Konstellationen auf die Strukturierung von Lebenswelten beschreiben?

Um solche Dynamiken in den Blick zu nehmen, bedarf es eines theoretisch-methodischen Zugriffs, der Raum nicht als Dimension des Außen thematisiert, sondern es erlaubt, Räumlichkeit und Orientierung als Teil von Subjektstrukturen zu konzeptionalisieren. Solche Ansätze entstanden erstmals im frühen 20. Jahrhundert, als der Aufstieg der Kognitions- und Verhaltenswissenschaften zu einem verstärkten Interesse der Philosophie an der Sinnlichkeit menschlichen Welterlebens führte. Im Zuge dessen wurde »Erfahrung« zu einem zentralen Begriff, der eine theoretisch-analytische Brücke zwischen Körper und Geist, Verhalten und Bewusstsein schlägt und im sozialphilosophischen Denken lange vernachlässigte Kategorien neu thematisiert. In diesem Zusammenhang geriet auch der Raum in den Blick, und es entstanden Konzeptionen, die sich, in expliziter Abgrenzung zu Euklidischen Vorstellungen, für den Raum als Gegenstand leiblicher und sinnlicher Erfahrung interessieren. Prominent ausgearbeitet wurde ein solches Raumverständnis unter dem Stichwort »Lebenswelt« in der Phänomenologie (Heidegger 2000; Husserl 1982). Doch auch das neukantianische Denken hat sich intensiv mit dieser Problematik befasst (vgl. Cassirer 2006). Ausgehend von diesen Impulsen entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch in den Sozialwissenschaften ein raumtheoretisches Denken, das sich für den Raum als Gegenstand leiblich-sinnlicher Erfahrung interessiert und damit automatisch den Blick auf alltägliche Vollzüge und Praktiken lenkt, in denen Raum erfahren, produziert und gedeutet wird. Im Folgenden will ich diesen Ansatz und dessen Relevanz für die Friedens- und Konfliktforschung beleuchten und den auf dieser Basis entwickelten methodischen Zugriff skizzieren.

2.1 Konzeptioneller Zugriff: Räumlichkeit als Teil von Alltagsstrukturen

Welche analytische Relevanz haben Raumbegriffe für die Friedens- und Konfliktforschung? Im Zentrum des Forschungsfeldes stehen bewaffnete Konflikte, das heißt solche, die mit Mitteln physischer Gewalt ausgetragen werden. Physische Gewalt betrifft stets Körper oder materielle Strukturen und damit konkrete Orte in der Welt. Auch wenn die territoriale Logik von Konflikten, getrieben durch Globalisierungsdynamiken und technische Entwicklungen, immer komplexer wird und sich die Räume und Grenzen von Konflikten aufzulösen oder zu vervielfältigen scheinen, ist Gewalt als leiblich-materielles Geschehen immer konkret *ver-ortet*. Allen Deterritorialisierungstendenzen zum Trotz bleiben deshalb Orte und Räume zentral für die sozialen, strategischen und politischen Dynamiken von Kriegen. Bewaffnete Konflikte verändern Räume durch Zerstörung, und zwar nicht nur in physisch-materiellem Sinn. Sie verändern auch wo sich Menschen wie bewegen, welche Wege sie gehen, welche Orte sie meiden, wo sie verweilen, wo sie sich gefährdet und wo sie sich sicher fühlen. Und damit rekonfigurieren sie – und das ist für die hier vorliegende Fragestellung zentral – die Strukturen und Prozesse des Alltags. In der Friedens- und Konfliktforschung lenken alltagssoziologische Ansätze den Blick weniger auf die Gewalt selbst, als auf Prozesse der Reorganisation von Alltagsvollzügen um das Problem der Gewalt herum. Denn die Vermeidung von Viktimisierungserfahrungen ist Voraussetzung für die Fortsetzung des Lebens und damit Grundbedingung aller Alltagspraktiken und -interaktionen. Wie Viktimisierung verhindert werden kann, ist jedoch abhängig von der Konfliktkonstellation und von AkteurInnenrollen, die in ihrem Zusammenspiel spezifische Vulnerabilitäten definieren. Diese stellen sich in einem ethnisch oder religiös kodierten Konflikt anders dar als in einem politischen, sind für KombattantInnen anders gelagert als für Nicht-KombattantInnen, für Angehörige der lokalen Zivilbevölkerung anders als für Mitglieder internationaler ziviler Hilfsorganisationen und für Männer anders als für Frauen. So ist Alltäglichkeit nicht nur historisch und kulturell, sondern auch interpersonell kontingent und lässt sich stets nur in konkreten empirischen Kontexten erforschen.

Raumkonzeptionen, die, wie oben skizziert, an der sinnlich-leiblichen Raumerfahrung interessiert sind, erscheinen aus alltagssoziologischer Perspektive besonders interessant, weil Alltäglichkeit selbst als ein spezifischer Modus der Erfahrung verstanden werden kann.⁴ In dieser in Phänomenologie und Pragmatismus entfalteten Perspektive verweist der Begriff des Alltags auf jene wiederholten und routi-

4 Für eine ausführlichere Erörterung hierzu siehe Koloma Beck (2015).

nierten Vollzüge menschlichen Lebens, die so selbstverständlich sind, dass kein Anlass zum Innehalten oder zur Reflexion besteht. Ermöglicht wird ein solcher prä-reflexive Handlungs- und Erfahrungsfluss durch leibliche Gewohnheitsstrukturen oder Habitualisierungen, das heißt durch Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die situationsspezifisch aufgerufen und aktualisiert werden. So bezeichnet der in der Alltagsforschung häufig verwendete Begriff der »Lebenswelt« in seiner ursprünglichen Konzeption durch den Phänomenologen Edmund Husserl (1982) weder einen Ort noch eine skalare Dimension, sondern die für die Alltagserfahrung typische prä-reflexive Form des Zur-Welt-Seins. PhänomenologInnen und PragmatistInnen haben herausgearbeitet, dass diese prä-reflexiven Vollzüge für menschliches Zusammenleben von zentraler Bedeutung sind. Denn sie konstituieren Vertrautheit und die Erfahrung von Kontinuität und Identität. Sie sind deshalb entscheidend für die Stabilität individueller, sozialer und gesellschaftlicher Strukturen. Deshalb sind die Strukturen des Alltags träge und absorbieren oder integrieren veränderte Umweltbedingungen nur langsam. So ist Reproduktion von Alltäglichkeit zu erwarten – und zwar gerade auch angesichts einschneidender Veränderungen oder Bedingungen, die irritieren und verunsichern. Die Logik des Alltags erzeugt eine Tendenz zur handlungspraktischen Anpassung an die Welt. Das macht sie hochrelevant und gleichzeitig hochbrisant: menschliches Leben braucht die Erfahrung von Alltäglichkeit, und genau deshalb wird Alltäglichkeit beständig produziert – unabhängig von der normativen Bewertung des lebensweltlichen Kontextes, in dem dies geschieht.

In einem solchen Konzept von Alltäglichkeit schwingt die Dimension des Raumes immer schon mit. Denn im Zentrum stehen Erfahrungs- und Handlungsflüsse leiblicher Subjekte und mit diesem Blick auf leibliche Praxis ist immer auch Räumlichkeit angesprochen. Doch interessiert sie hier nicht im Sinne eines Anordnungsphänomens, wie etwa in den im deutschsprachigen Raum viel rezipierten Arbeiten von Martina Löw (2001). Es geht vielmehr um den gelebten, leiblich bewohnten Raum. »Der Bezug des Menschen zu Orten und durch Orte zu Räumen beruht im Wohnen«, schreibt der Phänomenologe Martin Heidegger (2000: 160). Räumlichkeit gewinnt als Dimension der Erfahrung an Relevanz. Damit einher geht auch ein Interesse an Prozessen der Bewegung, die Medium jeder Raumerfahrung ist, an Momenten der Grenzüberschreitung und Dynamiken der Orientierung. Doch wird der Raum damit keineswegs zu einer rein subjektiven Gegebenheit. Es geht um die Produktion von Räumen im Zusammenspiel zwischen äußeren Gegebenheiten und inneren Bewusstseinsprozessen. Die analytische Unterscheidung zwischen materiellen und symbolischen Aspekten von Räumlichkeit wird aufgegeben. An ihre Stelle tritt die Einsicht in die soziale, kulturelle und historische Kontingenz von Wahr-

nehmungs- bzw. Anschauungsprozessen. Zentral ist dabei die Überlegung, dass leibliches In-der-Welt-Sein eine Grundbedingung menschlicher Existenz ist und deshalb Raumwahrnehmung, Orientierung und Bewegung Elemente aller Lebensvollzüge darstellen.

Wie bereits erwähnt, inspirierten diese philosophischen Überlegungen zum Raum als einer Dimension (alltäglicher) Erfahrung bald auch soziologische und andere sozialwissenschaftliche Arbeiten. Dabei lassen sich drei Forschungstraditionen unterscheiden. Gemeinsam ist ihnen, dass sie Räumlichkeit als historisch, sozial und kulturell kontingent verstehen und davon ausgehen, dass sich diese Kontingenz nur durch eine an der Erfahrung orientierten Perspektive erschließen lässt. Allerdings setzen sie in der Rekonstruktion von Raumerfahrungen jeweils unterschiedliche analytische Akzente, die in empirischen Studien fruchtbar gemacht werden können.

Da sind zum einen die neukantianisch inspirierten Arbeiten Georg Simmels (1984 a; 1984 b; 1993) zu einer Soziologie der Anschauung und der Sinnlichkeit, in denen Dynamiken der *Raumwahrnehmung* sowie deren historische, soziale und kulturelle Kontingenz eine zentrale Rolle spielen (vgl. Glauser 2006). So zeigt er etwa, dass »Landschaft« kein »Naturphänomen«, sondern eine spezifische und historisch kontingente Form der Naturwahrnehmung darstellt, die sich mit der Rekonfiguration des Natur-Kultur-Verhältnisses in der Moderne entwickelt (Simmel 1984 b). In analoger Weise ließe sich in der Konfliktforschung nach der Konstitution von Welterfahrung oder nach der Rekonfiguration »vertrauter« und »fremder«, »sicherer« und »unsicherer« Räume in Konfliktgebieten fragen.

Ein zweiter, in der rauminteressierten Friedens- und Konfliktforschung deutlich stärker rezipierter Forschungszweig, fußt auf den Arbeiten der Pioniere der französischen Stadt- und Raumsoziologie, insbesondere Henri Lefebvre (2000) und Michel de Certeau (1980), für die die Phänomenologie ein zentraler Bezugspunkt ist. Ähnlich wie bei Simmel ist hier der Verzicht auf die Unterscheidung zwischen materiellen und symbolischen Aspekten von Räumlichkeit charakteristisch. Doch während es Simmel vor allem um die Rekonstruktion von Wahrnehmungsdispositionen und -prozessen geht, interessieren sich Lefebvre und de Certeau für die soziale Produktion von Räumen in *Praktiken*. Lefebvre entwirft ein Forschungsprogramm, das der Frage nachgeht, welche Räume sich Gesellschaften in welcher Weise schaffen und wie in diesem Prozess material- und leibgebundene Praktiken der Raumproduktion mit Raumrepräsentationen und Repräsentationsräumen interagieren (Lefebvre 2000). De Certeau fragt in stärker mikrosoziologischer Perspektive nach alltäglichen Praktiken der Raumproduktion und rekonstruiert beispielsweise das Gehen als eine spezifische und potentiell subversive Praktik der Raumeignung (Certeau 1980). Wie produktiv ein solches Interesse für die Her-

stellung von Räumen durch Praktiken – und die Konditionierung von Praktiken durch Räume – für die Forschung zu Gewaltphänomenen ist, hat in den letzten Jahren insbesondere die humangeographische Konflikt- und Gewaltforschung gezeigt (vgl. Korf/Schetter 2015; Belina/Michel 2011).

Ein dritter Forschungszweig, der sich explizit mit dem Raum als Dimension der Erfahrung befasst hat, ist die US-amerikanische Stadt- und Alltagssoziologie in der Tradition der Chicagoer Schule (vgl. Anderson 1999; Venkatesh 2008). Diese interaktionistische Forschungsrichtung interessiert sich nicht nur für die soziale Produktion von Räumen, sondern auch für die zum Teil engen Verbindung zwischen räumlicher (Selbst-)Zuordnung und Identität(-szuschreibungen) sowie für die nicht nur historische, sondern auch interpersonelle Kontingenz von Raumerfahrungen. Während bei Lefebvre und de Certeau der Praxisbegriff die Aufmerksamkeit auf wiederholte leibliche Vollzüge lenkt, holt der Begriff der *Interaktion* Prozesse der Aushandlung oder auch des Kampfes in den Blick. Es wird deutlich, dass sich die Reproduktion spezifischer Räume nicht einfach reibungslos vollzieht, sondern irritierbar ist; dass also bisweilen erst zu klären ist, wo man sich hier befindet, wer an diesem Ort heimisch und wer fremd ist, und wer sich legitimer Weise an der Definition all dessen beteiligen darf. Obwohl Gewaltdynamiken – insbesondere die weit in die Gesellschaft hineinwirkenden Effekte von organisierter Bandengewalt – in diesem Forschungsfeld eine wichtige Rolle spielen, fanden entsprechende interaktionistischen Arbeiten in der Friedens- und Konfliktforschung, bislang keine Beachtung. Doch scheint diese Perspektive analytisch fruchtbar, weil sie auf die komplexen Verschränkungen zwischen Akteuren, Situationen und Orten aufmerksam macht und so einen Blick auch auf translokale oder multi-situierte Effekte von Gewalt und bewaffneten Konflikten eröffnet.

Die genannten Forschungstraditionen präzisieren also die Analyse von Raumerfahrungen anhand von drei einander ergänzenden Begriffen: Wahrnehmung, Praxis und Interaktion. In der Forschung zu Gewaltkonflikten wird so der analytische Blick vor allem auf die folgenden Fragenkomplexe gelenkt: Erstens, welche Wahrnehmungsdiskpositionen und Orientierungsprozesse bedingen die Erfahrung eines gewaltgeprägten Raumes? Zweitens, welche Praktiken bringen als gewaltgeprägt erfahrene Räume hervor; und inwiefern beeinflussen Raumerfahrungen Gewaltpraktiken? Und drittens, wie beeinflussen Gewaltdynamiken Raumdefinitionen und damit zusammenhängende Identitätszuschreibungen und welche diesbezüglichen interaktiven Aushandlungsprozesse lassen sich beobachten? Diese drei Fragenkomplexe umreißen eine alltagssoziologische Friedens- und Konfliktforschung, die sich systematisch mit Bedingungen und Dynamiken der Produktion gewaltgeprägter

Räume beschäftigt und dabei im Stande ist, die Dynamiken der Gewalt mit anderen sozialen Dynamiken in Beziehung zu setzen.

2.2 Methodischer Zugang: immersive ethnographische Forschung

Um die soeben skizzierten Prozesse in den Blick zu holen, wurde in der hier vorgestellten Arbeit ein immersives ethnographisches Forschungsdesign umgesetzt, ein Ansatz also, der die aktive Teilhabe der Forscherin an den Interaktionen des Feldes als Motor der Datengewinnung nutzt und ihre Erfahrung zum Instrument der Wissensgenerierung macht. Für die Umsetzung einer raumsensibel-alltagssoziologischen Forschung schien dieser Zugang besonders geeignet. Denn, wie bereits erwähnt, besteht die Herausforderung jeder Forschung zur Alltäglichkeit darin, etwas in den Fokus einer Analyse zu holen, was den AkteurInnen im Feld als so selbstverständlich erscheint, dass es sich bewusster Reflexion entzieht. Der Begriff des Alltags verweist gerade auf die Abwesenheit des Bemerkenswerten und Ereignishaften. Und so wird, was alltäglich ist, in der Regel erst deutlich, wenn eine Störung auftritt. Das heuristische Potential der Ethnographie als Methode besteht darin, dass die Forscherin im Feld eine solche Informationen generierende Störung verursacht. Ethnographische Forschung gelingt nicht deshalb, weil die Forscherin »eins« wird mit ihrem Feld und ganz in ihm aufgeht, sondern gerade weil sie als Fremde in einen bestehenden Kontext hineintritt, mit dem Ziel, sich für einen begrenzten Zeitraum auf ihn einzulassen. So beschreibt Rolf Lindner (1981) ethnographische Forschung als einen Interaktionsprozess, durch den die oder der Forschende in ein Feld hinein sozialisiert wird und dessen Logiken und Regeln verstehen lernt. Das Feldtagebuch ermöglicht eine soziologische Analyse dieses Sozialisationsprozesses, die Auskunft über die Regeln des Feldes und damit dessen Strukturen gibt (Lindner 1981). So lässt sich durch Feldimmersion ein Grundverständnis erarbeiten, auf dessen Basis dann auch stärker strukturierte Methoden wie Interviews und Dokumentenanalyse sinnvoll zum Einsatz kommen können.

Besonders relevant ist ein solches immersiv exploratives Vorgehen in Feldern, deren Alltag sich – wie im Falle von Kriegs- oder Krisengebieten – deutlich von dem der ForscherIn sowie dem des antizipierten Publikums unterscheidet. Denn hier fehlt zunächst jede Orientierung darüber, was im Feld als normal und was als außergewöhnlich gilt. Die Sozialisation der ForscherIn in das Feld hinein und die kontinuierliche Teilhabe an dessen Interaktionen erlauben es, diese Alterität zu erschließen.⁵ In Forschungen, die wie die hier vorgestellte explizit an Fragen der

5 Nicht ohne Grund gehören Subkulturen, »Unterschichten«, ethnische und kulturelle Minderheiten zu den klassischen Gegenständen ethnographischer Forschung.

Sinnlichkeit und der Erfahrung interessiert sind, bringen immersive Ethnographien außerdem den Vorteil mit sich, dass die autoethnographische Erfahrungen der ForscherIn einen Ausgangspunkt für andere Formen der Datenerhebung und Reflexion wie etwa Interviews, *go-/drive-alongs* (Kusenbach 2008) oder Fokusgruppengespräche bilden (vgl. Pink 2015).

Allerdings sind ethnographische Designs in der Konfliktforschung typischerweise mit dem Problem der (Un-)Sicherheit belastet. In Krisenregionen begibt man sich nicht einfach so. Stets bedarf es eines auf den Fall, das Erkenntnisinteresse und die Person des oder der Forschenden abgestimmten Arrangements, das es erlaubt, Daten zu generieren, ohne ForscherIn und/oder InformantInnen existentiell zu gefährden (Nordstrom/Robben 1995; Sriram et al. 2009; Buckley-Zistel 2012).⁶ Im hier vorgestellten Fall jedoch war die Auseinandersetzung mit dem Problem der (Un-)Sicherheit nicht einfach ein Störfaktor oder ein notwendigerweise zu bewältigendes Hindernis. Sie war zentraler Motor der Datengenerierung. Denn im Fokus der Studie stand die Frage nach dem Alltag unter den Bedingungen einer verstetigten Gewaltdrohung. Und anders als in klassischen Bürgerkriegskontexten ist in Afghanistan eine Forschende aus dem Ausland niemals nur Beobachterin, sondern immer schon Teil des Konflikts. Grund dafür ist die bereits angesprochene spezifische Konfliktkonstellation, in der sich soziale und politische Konflikte innerhalb des Landes mit einem weitreichend generalisierten Widerstand gegen die internationale Intervention überlagern. In diesem Kontext ist jeder und jede (westliche) AusländerIn Teil der Konfliktodynamik und damit potentielles Ziel. Somit wurde ich mit meiner Ankunft im Land *qua* Rolle als westliche Ausländerin sofort und unausweichlich Teil des Feldes. Meine eigene, alltägliche Auseinandersetzung mit dem Problem der (Un-)Sicherheit war Teil der Aktivitäten im Feld selbst, die im Zentrum des Forschungsinteresses standen.

Während der Feldzugang im Kontext meiner Fragestellung mit der Ankunft im Land sofort gegeben war, konfigurierte das konkrete Forschungsarrangement die (Beobachtungs-)Position, die ich im Feld einnehmen konnte. Auf der Suche nach einem institutionellen Partner, über den sich ein erster Feldzugang herstellen ließe und der gleichzeitig ein Sicherheitsarrangement bereitstellen konnte, hatte sich eine Kooperation mit einer afghanischen zivilgesellschaftlichen Organisation ergeben. Diese ist seit vielen Jahren in der Friedensförderung auf Graswurzelebene aktiv und

6 Dies ist nicht nur aus forschungsethischen Gründen geboten – welche sozialwissenschaftliche Erkenntnis könnte ernsthaften Schaden an Leib und Leben von Menschen rechtfertigen?! – sondern auch aus methodischen. Denn mit intensiven Gefühlen der Angst und Gefährdung geht die Fähigkeit zur Reflexion von Beobachtung und Erfahrung verloren, auf die ethnographische Forschung angewiesen ist.

sucht dabei vor allem nach Verbindungen von Modernisierung und Tradition. Für den Zeitraum meines Aufenthaltes nahm mich die Organisation in der Funktion eines *international advisor* auf, allerdings mit einer Arbeitsbelastung, die genug Zeit und Raum für meine eigenen Forschungsaktivitäten ließ. Im Gegenzug stellte sie eine Büroinfrastruktur bereit, organisierte meine Unterbringung, übernahm einen Teil der Reisekosten sowie institutionelle Verantwortung für meine Sicherheit. Dass ich eigentlich aus Forschungsinteresse ins Land gekommen war, verheimlichte ich nicht; doch war dies in der konkreten Zusammenarbeit mit den fast ausschließlich afghanischen Kolleginnen und Kollegen ohne viel Belang. Im zweiten Teil der Forschung gewann dann auch meine Rolle als Sozialwissenschaftlerin an Bedeutung. Ich wurde zu Vorträgen und Gesprächen in Forschungseinrichtungen in Kabul eingeladen.

So erwies sich der zunächst vornehmlich aus sicherheitspraktischen Überlegungen entwickelte Feldzugang über eine Tätigkeit bei einer lokalen NGO als extrem fruchtbarer Ausgangspunkt für die anvisierte Forschung. Denn so unwohl ich mich in der Rolle der »ausländischen Beraterin« zunächst fühlte, ermöglichte sie mir die sofortige Integration in einen intensiven Arbeitsalltag mit überwiegend afghanischen Kolleginnen und Kollegen.⁷ Auf der Suche nach dem Alltag im Krieg stellte das Eingebunden-Sein in eine Organisation, die tägliche Interaktion mit Afghaninnen und Afghanen in einem professionellen Setting, bereits selbst schon ein fruchtbares Beobachtungs- und Erfahrungsfeld dar. Ähnliches gilt für die späteren Begegnungen im akademischen Milieu, die ebenfalls als forschungsrelevante Alltagssituationen lesbar waren. In beiden Feldern entstanden über die intensive berufliche Interaktion zudem persönliche Beziehungen, die Einblicke auch in Lebenswelten über das unmittelbare Arbeitsumfeld hinaus ermöglichten.

Im Zentrum der Forschung stand dabei das Lebensumfeld jener urbanen, gebildeten afghanischen Mittelschicht, die ihr ökonomisches Auskommen im Umfeld des Interventionsprojektes findet, ohne jedoch zur ökonomischen oder politischen Elite des Landes zu gehören. Diese Fokussierung war auch dem Umstand geschuldet, dass ich keine der Landessprachen konversationssicher beherrschte und deshalb die intensivsten Kontakte zu AfghanInnen entstanden, die auch Englisch sprachen. Die Beobachtungen in diesen Kontexten wurden in insgesamt 200 Druckseiten Feldnotizen festgehalten. Hinzu kamen sechs ausführliche biographische Interviews mit AfghanInnen, die zwar alle dem eben beschriebenen Feld, jedoch verschiedenen

7 Außer mir gab es zum Zeitpunkt meines Aufenthaltes in der Organisation vier weitere AusländerInnen, darunter einen aus einem Nachbarland. Nach Angaben des Direktors beschäftigte die Organisation insgesamt ungefähr 60 Personen einschließlich des technischen und des Sicherheitspersonals.

Generationen und ethnischen Gruppen angehörten; zwei Realgruppendifkussionen mit jungen AfghanInnen zum Thema Alltag und Sicherheit;⁸ fünf *drive-along*-Interviews, wovon eines in die angrenzenden Provinzen Panshir und Kapisa führte; sowie fünf ExpertInneninterviews zu spezifischen Fragestellungen, die sich während der Forschung ergaben, wie etwa die Bedeutung von sozialen Medien und Informations- und Kommunikationstechnologien. Fast alle Interviews fanden auf Englisch statt, nur in einem Fall hatte der Interviewpartner in der DDR studiert und bevorzugte das Deutsche. Bei den Realgruppendifkussionen gab es jeweils ÜbersetzerInnen. Von den Gesprächen wurden nur handschriftliche Notizen gemacht, da davon auszugehen war, dass die Interviewten ein Aufnahmegerät als Sicherheitsrisiko wahrnehmen und ihre Offenheit entsprechend reduzieren würden.

Hervorzuheben ist, dass mich die institutionelle Zugehörigkeit zu einer traditionsbejahenden zivilgesellschaftlichen Organisation im Kontext der afghanischen Konfliktkonstellation in eine sehr spezifische Beobachtungsposition brachte: die Schnittstelle zwischen »afghanischen« Lebenswelten einerseits und jenem international-kosmopolitischen Milieu im Umfeld humanitärer Interventionen andererseits, das die Sozialanthropologin Séverine Autesserre jüngst unter dem Stichwort *peaceland* beschrieben hat (Autesserre 2014): Als westliche Ausländerin hatte ich Zugang zu Orten und Infrastrukturen, die vor allem oder ausschließlich sogenannten »Internationals« vorbehalten waren, was mir Einblicke in die Strategien und Praktiken des Umgangs mit dem bewaffneten Konflikt in diesem sozialen Umfeld erlaubte. Gleichzeitig brachte mein unmittelbares Arbeits- und Wohnumfeld mich in permanenten Kontakt mit lokalen Lebenswelten und legte eine Anpassung an Sitten und Gewohnheiten nahe, etwa was Kleidung, Auftreten oder Interaktionsgewohnheiten betraf. Letzteres ermöglichte mir auch über den beruflichen Kontext hinaus Kontakte und Beziehungen zu Afghaninnen und Afghanen sowie Formen der Mobilität, die den Bewohnerinnen und Bewohnern von *peaceland* in Kabul in der Regel nicht offenstehen. So spannte sich das Feld der Forschung an der Grenze zwischen lokalen und internationalisierten Lebenswelten auf und wurde gleichzeitig durch diese konstituiert. Die regelmäßigen Kontextwechsel waren zentraler Motor der Erkenntnisgenerierung. Denn die Bewegung der Grenzüberschreitung erzeugte Differenzenerfahrungen, in denen die Charakteristika eines jeden spezifischen Ortes der Erkenntnis zugänglich wurden.

8 Die erste Diskussionsgruppe war ein Netzwerk liberaler AktivistInnen, von denen die meisten studierten und/oder im Bereich der Medien arbeiteten. Die zweite bestand aus den weiblichen Mitgliedern eines Jahrgangs in einem informationstechnologischen Studiengang an der Universität Kabul. Beide Gruppen umfassten jeweils rund 20 TeilnehmerInnen.

3. Sicherheit als topologische Ordnung

Kabul ähnelt in vielerlei Hinsicht anderen Städten in Transitions- und Nachkriegskontexten, in denen sich Zeichen des Aufbruchs mit den Spuren eines Krieges mischen: weite Straßen, renovierte Häuser, eine Vielzahl von Neubauten, Restaurants und Geschäften, aber auch unbefestigte Fahrwege, improvisierte Siedlungen von Binnenflüchtlings an den inneren und äußeren Peripherien der Stadt und hier und da eine Kriegsruine. Was die Stadt von klassischen Nachkriegsstädten unterscheidet, ist die Dichte baulicher und anderer Elemente, die die Potentialität von Angriffen und die Notwendigkeit der Verteidigung im Stadtbild präsent halten. Da ist zunächst die schiere Anzahl großkalibriger Schusswaffen im öffentlichen Raum, gehalten von militärischen, polizeilichen oder privaten Sicherheitskräften, die die Zugänge zu öffentlichen und Geschäftsgebäuden bewachen, innerhalb dieser Gebäude oder Anlagen patrouillieren oder in kleinen Gruppen mit dem Gewehr im Anschlag auf der Ladefläche von Pickups durch die Stadt fahren. Außerdem liegt immer wieder das Dröhnen von Hubschraubern in der Luft, die meist auf dem Weg vom oder zum amerikanischen Militärstützpunkt *Bagram Air Base* die Stadt in geringer Höhe überfliegen. Auch der festungsähnliche Charakter vieler Gebäude hält die Eventualität von Angriffen materiell präsent: In vielen Stadtvierteln stehen, der regionaltypischen Bauweise folgend (Szabo/Barfield 1991), Häuser nicht direkt an der Straße, sondern liegen auf Hof- oder Gartengeländen, die von einer etwas mehr als mannshohen Mauer eingefasst sind, zu der bisweilen auch Wachtürme gehören. In den Innenstadtbereichen Kabuls sind diese vorhandenen Mauern künstlich erhöht durch aufgesetzte Zäune oder mehrere Schichten Natodraht, der zum Sichtschutz mit grüner Gaze verkleidet ist. Vom dahinterliegenden Haus selbst sieht man von der Straße aus selten mehr als das Dach oder die obere Etage. Überall dort, wo Angehörige nationaler Eliten und/oder (westliche) AusländerInnen verkehren, sind Gebäude mit vorgelagerten Wachposten und einer Vielzahl von Kontrollverfahren gesichert wie militärische Anlagen. So führt der Weg in Regierungsgebäude und Behörden, zu Internationalen Organisationen, nationalen oder ausländischen Nichtregierungsorganisationen, in größere Geschäftsgebäude, Läden oder Cafés stets vorbei an bewaffneten Kontrollposten und durch Sicherheitsschleusen mit Personen- und Gepäckkontrolle. Selbst an den Zugängen zum Campus der Universität Kabul gewähren Polizeikräfte nur nach Vorlage eines entsprechenden Ausweises, Taschenkontrolle und Leibesvisitation Einlass.

Mein eigener erster Eindruck der Stadt war von diesen Wahrnehmungen dominiert: Das beschriebene Straßenbild, die mit jedem Ortswechsel verbundenen Kontrollprozeduren und die Aufwendigkeit logistischer Arrangements erzeugten ein

generalisiertes Gefühl des Bedroht-Seins, das mich zwar nicht in Panik, aber doch in Unruhe versetzte und dem Begriff des Gewaltraums überraschende Plausibilität zu verleihen schien. Auf meiner ethnographischen Suche nach dem Alltag in Kabul fand ich mich zunächst also in einer Situation wieder, die mir alles andere als alltäglich erschien. Doch veränderte sich diese Perspektive schnell mit der fortschreitenden Immersion ins Feld. In der Rekonstruktion der Dynamiken, die diese Veränderung antreiben, ergeben sich erste wichtige Hinweise auf die lebensweltlichen Dynamiken an diesem Ort.

3.1 Gewöhnung an Gefahr – Ausrichtung auf Sicherheit

Der Rückgang von Bedrohungswahrnehmungen ist vor allem auf zwei analytisch zu unterscheidende, empirisch jedoch eng miteinander verschränkte Dynamiken zurückzuführen. Da sind zum ersten Dynamiken leiblicher Gewöhnung an die Potentialität existentieller Bedrohung: In der wiederholten Konfrontation mit Situationen des Beobachtet- und Kontrolliert-Werdens, des Interagierens mit bewaffneten Akteuren oder des Pläne-machen-Müssens, um sich von einem Ort zum anderen zu bewegen, bildeten sich perzeptive, kognitive, emotionale und handlungspraktische Bearbeitungsroutinen, die dazu führten, dass diese zunächst irritierenden Abläufe kaum noch zusätzliche Aufmerksamkeit beanspruchten. Wie für die AkteurInnen um mich herum wurden sie Teil der erwartbaren und regelmäßig zu bewältigenden Herausforderungen des Alltags. Dies bedeutet nun aber keineswegs Abstumpfung gegenüber der Gefahr. Vielmehr transformieren sich Wahrnehmungsdiskpositionen dergestalt, dass sich die Aufmerksamkeit für und die Evaluation von Reizen, die Bedrohung signalisieren, teilweise in den prä-reflexiven Bereich verschiebt. Sie werden weiterhin kontinuierlich wahrgenommen und kognitiv, emotional und handlungspraktisch be- oder verarbeitet. Doch bleiben diese Prozesse zum großen Teil unterhalb der Schwelle bewusster Aufmerksamkeit. In ähnlicher Weise navigieren GroßstadtbewohnerInnen oder AutobahnpendlerInnen täglich kompetent und selbstverständlich durch die Risiken des Straßenverkehrs, wobei die damit einhergehenden Gefahren für Leib und Leben nur selten und situativ ins Bewusstsein treten.⁹

Doch kommt es mit fortschreitender Immersion ins Feld nicht nur zur leiblichen Gewöhnung an potentielle Indikatoren der Bedrohung durch Ausbildung kognitiver, emotionaler und handlungspraktischer Routinen. Es entsteht auch – und dies ist die zweite wichtige Dynamik – Kompetenz im Erkennen und Herstellen von Sicherheit.

9 Den Hinweis auf diese Analogie verdanke ich Oliver Schemmer.

Während die oben beschriebenen Prozesse der Gewöhnung sich aus einer Position passiven Ausgesetzt-Seins ergeben, zum großen Teil prä-reflexiv ablaufen und nur selten sprachlich thematisiert werden, prägt die Sorge um Schutz und Geborgen-Sein die aktive Gestaltung alltäglicher Vollzüge. Anders als es Forschungsarbeiten zum »Gewaltraum« nahelegen, ist die strukturierende Semantik in dieser durch bewaffnete Konflikte geprägten Lebenswelt nicht »Gewalt«, sondern »Sicherheit«. Dabei ist letztere – und das ist für die hier vorliegende Fragestellung von besonderer Relevanz – nicht über allgemeine Faktoren oder Kriterien definiert, sondern in erster Linie als topologische Ordnung. Sicherheit erschließt sich als Topologie »sicherer Orte«, die die Gravitationszentren der Topographie des Alltags bilden. »Hier bist Du an einem sicheren Ort«, »Hier können wir uns frei unterhalten, das ist ein sicherer Ort«, »Dort können wir die Veranstaltung durchführen, dort ist es sicher« – ausgesprochene oder unausgesprochene Überlegungen dieser Art sind Grundlage aller planvollen und gewohnheitsmäßigen Praktiken und Interaktionen. Da nur sichere Orte ein Verweilen möglich machen, ist jede individuelle oder kollektive Verrichtung – sei es eine Sitzung mit institutionellen Kooperationspartnern, ein Seminar in der Universität oder die Zubereitung eines Abendessens – an solche Orte gebunden. Und die Frage, ob und inwiefern ein bestimmter Ort »sicher« ist, begleitet selbstverständlich das Leben. So basiert die »Veralltäglichung« der Konfliktsituation nicht nur auf der Gewöhnung an Indikatoren potentieller Bedrohung, sondern auch auf einem Orientiert-Sein und Navigieren-Können in einer Topographie des Alltags, die sich um »sicherer Orte« strukturiert. Leibliche Gewöhnung an Bedrohung suggerierende Umweltreize und leibliche Fokussierung auf die Suche nach oder das Herstellen von Sicherheit gehen also Hand in Hand. Die Topographie sicherer Orte ist operative Grundlage für das Funktionieren all jener Gewohnheitsstrukturen, die auf die Vermeidung von Gefahr zielen.

3.2 »Sicherere Orte« und die Archipelisierung der Lebenswelt

Doch woher wissen AkteurInnen, dass sie sich an einem »sicheren Ort« befinden? Was zeichnet einen solchen Ort aus? Wenig überraschend sind »sichere Orte« durch den Abstand zu möglichen Angreifern charakterisiert. Allerdings ist dieser nicht primär durch Entfernung, sondern durch Grenzen moduliert. »Sichere Orte« sind ab- oder eingegrenzte Räume, das heißt Innenräume. Dabei müssen letztere nicht notwendig vollkommen umbaut sein wie im Falle eines Zimmers in einem Haus; auch ein Hof oder Garten kann als solcher Innenraum erscheinen, wenn die Mauer hoch genug ist, um Uneinsehbarkeit zu erzeugen und als deutliches Eintrittshindernis zu wirken.

Diese Charakterisierung »sicherer Orte« hat zwei wichtige Implikationen. Zum einen legt sie nahe, dass »sichere Orte« keineswegs nur über phänomenologisch definierte Raumqualitäten bestimmt sind. Denn Innenräumlichkeit wird nur insofern als Quelle der Sicherheit erlebt, als sie Schutz vor Angreifenden bietet. Dies impliziert Hypothesen über mögliche Angreifende und damit vor allem Hypothesen über die eigene Vulnerabilität. Wie in Abschnitt zwei ausgeführt, überlagern sich in Afghanistan politische, soziale und gesellschaftliche Konflikte, die verschiedene AkteurInnen in jeweils spezifischer Weise betreffen. Deshalb sind Vulnerabilitäten nicht einfach generalisierbar, sondern für jede AkteurIn mehrdimensional und komplex. Neben (Selbstmord-)Anschlägen, gibt es eine ganze Reihe von Risiken, die bestimmte Akteursgruppen in bestimmten Situationen betreffen (vgl. Esser 2014). So sind für in- und ausländische NGOs Entführungsfälle ein zentrales Thema. RichterInnen, StaatsanwältInnen oder MenschenrechtsaktivistInnen fürchten persönliche Angriffe. Und viele junge afghanische Frauen zeigten sich deutlich besorgter über die Häufigkeit sexueller Übergriffe als über die Gefahr anonymer Anschläge: »There are not only the suicide attacks, there are also the people!«, formulierte eine Gesprächspartnerin sichtlich erregt und meinte damit die vielfältigen Formen der Grenzüberschreitung, denen sie als Frau im professionellen Kontext wie auch im öffentlichen Raum ausgesetzt ist.

Zum anderen geht die Einsicht, dass »sichere Räume« immer Innenräume sind, mit der Beobachtung einher, dass in Konsequenz dessen Ortswechsel stets mit Risiken verbunden sind. Denn sie erfordern das Verlassen des »sicheren Ortes«. Ist man einmal in Bewegung, geht die größte Gefahr jedoch vom Stillstand aus, wie etwa im Stau, bei einer Panne oder sonstigen erzwungenen Stopps. Weil Mobilität in hohem Maße mit Gefahr assoziiert ist, sind die verschiedenen, die Topographie des Alltags strukturierenden, »sicheren Orte« nicht eingebunden in ein Kontinuum urbaner Bewegung. Stattdessen zerfällt die Welt in Inseln der Sicherheit, die von einer bedrohlichen Außenwelt umgeben sind. Es kommt zu einer Archipelisierung der Lebenswelt. Und dies intensiviert in einem sich selbstverstärkenden Prozess die Dynamik der Abschließung einzelner Orte. So entsteht eine pointierte Spannung zwischen »Dinnen« und »Draußen«. Praktiken des Übergangs und der Herstellung von Verbindungen zwischen (sicheren) Orten erhalten besondere Brisanz. Der Architekturtheoretiker Alessandro Petti (2008) hat diese Spannung zwischen archipelisierten Räumen der Bewegung einerseits und durch extreme materielle wie symbolische Abschließung gekennzeichnete Enklaven andererseits, als charakteristisch für die asymmetrisch konfigurierten *global borderlands* beschrieben.

»Veralltäglicung« der oder Gewöhnung an die Konfliktsituation bedeutet also keineswegs, dass die (Potentialität der) Gewalt in Vergessenheit geriete. Vielmehr

gewinnen Gefahren und Bedrohungsszenarien an verschiedenen Orten unterschiedliche Aufmerksamkeit und soziale Relevanz. So mögen sie während einer intensiven Arbeitssitzung im Büro oder einer angeregten Konversation beim Abendessen in einem »sicheren Haus« tatsächlich kaum eine Rolle spielen. Doch sobald es darum geht, vom Büro oder dem sicheren Haus des oder der GastgeberIn nach Hause zu kommen, also den Fuß vor die Tür zu setzen, treten die Risiken des Feldes wieder stärker in das Bewusstsein und werden – je nach Lage und AkteurIn routinierter oder unsicherer – bearbeitet. So sind »sicherer« Alltag und »bedrohlicher« Ausnahmezustand sozialräumlich artikuliert; sie koexistieren in einer komplexen Topographie des Alltags.

Wünschenswert wäre es nun, methodologischen Trends in der rauminteressierten sozialwissenschaftlichen Forschung folgend, diese Analyse der Topologie der Sicherheit in diesem Feld in eine Topographie zu überführen und als Karte darzustellen. Dies ist jedoch nicht möglich. Denn jede vertiefende Analyse des Materials macht schnell deutlich, dass mit der Qualität von Innenräumlichkeit nur eine notwendige, jedoch keine hinreichende Bedingung »sicherer Orte« identifiziert ist. Zwar sind alle »sicheren Orte« Innenräume, doch wird nicht jeder »Innenraum« notwendig auch als sicherer Ort erlebt. Bekanntermaßen können Innenräume nicht nur Gefühle des Aufgehoben- und Geschütztseins vermitteln, sondern auch Gefühle des Eingesperrt- und Bedrohtseins. Ob sich der eine oder der andere Eindruck einstellt, liegt also, wie oben bereits angedeutet, nicht nur in phänomenologisch beschreibbaren Raumqualitäten begründet, sondern auch in an dem jeweiligen Ort versammelten AkteurInnen, ihrer Kommunikation und ihren Interaktionen. Doch läuft der Versuch, diese Faktoren im Sinne von Kriterien genauer zu bestimmen, ins Leere. Denn der Einfluss bestimmter Faktoren auf eine gegebene Situation lässt sich zwar deutlich beobachten. Doch laufen die Effekte ein und desselben Faktors oft in unterschiedliche, ja entgegengesetzte Richtungen: So konnte die Anwesenheit eines Mannes in einer kleinen Gruppe von Frauen Sicherheit sowohl erhöhen – wenn der Mann eine Beschützerrolle einnahm oder in einer solchen wahrgenommen wurde – als auch verringern – wenn er bedrohlich wirkte oder gar tatsächlich so agierte. In ähnlicher Weise konnte die Präsenz von Sicherheitskräften oder das Tragen bestimmter Sicherheitskleidung, wie etwa schusssicherer Westen, sowohl ein Gefühl besseren Schutzes erzeugen, als auch das Gefühl, dadurch erst recht als potentiell Anschlagziel exponiert zu sein. Dieselben ambivalenten Effekte hatte der Aufenthalt an besonders aufwendig gesicherten Orten oder die Fortbewegung in schwer gesicherten Fahrzeugen.

Diese auf den ersten Blick widersprüchlichen Beobachtungen legen nahe, dass die Topologie der Sicherheit sich analytisch nicht über die Identifizierung von

Strukturbedingungen erschließen lässt, die sich dann in eine statische Topographie überführen lassen. Aussichtsreicher scheint es, stattdessen von der sozialen Produktion dieser Orte im Sinne eines *making place* auszugehen. Im Zentrum einer solchen Analyseperspektive steht dann nicht mehr die Frage nach Kriterien oder Merkmalen »sicherer Orte«, sondern die nach Praktiken, durch welche solche Orte erzeugt werden und die im Kontext der jeweiligen spezifischen Akteurskonstellationen zu diskutieren sind. Diese Perspektive soll im folgenden Abschnitt entwickelt werden.

4. *Making safe places: Zur sozialen Produktion sicherer Orte*

Dass »sichere Orte« nicht einfach so gegeben sind, sondern von AkteurInnen in sozialen Prozessen produziert werden, mag zunächst wenig überraschen. Lässt sich doch die Geschichte der Menschheit von der Höhle über die Festung bis hin zum erdbebensicheren Wolkenkratzer als eine Geschichte der Herstellung sicherer Orte erzählen. Und das Ziel oder Versprechen, solche Orte bereitzustellen, ist zentraler Motor nicht nur militärischen Handelns, sondern auch für eine globale Industrie privater Sicherheitsdienstleister, die nicht zuletzt in Städten wie Kabul ihr Geschäft machen. Doch während in dieser Perspektive die Herstellung sicherer Orte stark an die Errichtung bestimmter baulicher Strukturen gebunden ist, zeigt sich, wie am Ende des vorherigen Abschnitts bereits angedeutet, in einer lebensweltlich-sozialräumlich interessierten soziologischen Analyse eine komplexere Dynamik. Dicke Mauern und hohe Zäune allein reichen nicht aus, um Wahrnehmungen von Sicherheit zu erzeugen. Hinzukommen müssen Interpretations- und Selektionsleistungen im Kontext spezifischer Praktiken. Von besonderer Bedeutung sind dabei zum einen formale Verfahrens- und Organisationspraktiken, die den Zugang zu Orten regeln und damit beeinflussen, welche Akteure in einem gegeben »Innenraum« aufeinandertreffen können; zum anderen implizite und prä-reflexive Interpretations- und Selektionsleistungen, die auf individueller Ebene Vertrautheit und Distanz zwischen TeilnehmerInnen einer (potentiellen) Interaktionssituation konfigurieren. Alle drei Faktoren seien im Folgenden anhand einiger Beispiele näher erläutert.

4.1 *Bunkerisation: Sicherheitsproduktion durch bauliche Strukturen*

Die Herstellung von Sicherheit durch bauliche Strukturen gehört zu den klassischen Praktiken des Risikomanagements in Kriegs- und Krisengebieten. Die Aufrechterhaltung abgeschlossener Räume, zu denen sich Zugang regulieren lässt, verspricht einen zuverlässigen Ausschluss unerwünschter Eindringlinge. So sind mit Mauern, Zäunen, Stacheldraht und Wachposten gesicherte Gebäude und Anlagen (*com-*

pounds) in Kriegsgebieten ein typisches Phänomen. Seit der Institutionalisierung eines organisationsweiten Sicherheitsmanagementsystems bei den Vereinten Nationen, das neben Verfahrensregeln auch Vorschriften für die Architektur »sicherer« Gebäude und Anlagen enthält, liegt eine formale Grundlage vor, die zu einer fortschreitenden globalen Homogenisierung dieser Architekturen und der damit einhergehenden Sicherheitsvorstellungen führt.¹⁰

Interessant im hier untersuchten Feld ist die Beobachtung, dass die Sicherheits-suggestion solcher Anlagen sich nicht darin erschöpft, mittels physischer Hindernisse AngreiferInnen auszugrenzen und so die physische Unversehrtheit zu schützen. Mindestens ebenso bedeutsam ist, dass hinter Mauern und Stacheldraht soziale Praktiken und Formen der Interaktion möglich sind, die in einem Spannungsverhältnis oder gar im Widerspruch zu allgemein geltenden Normen stehen (vgl. Lyman/Scott 1967: 237). Dies erlaubt AkteurInnen Formen der Expression und Erfahrung, für die nicht mit allgemeiner Zustimmung gerechnet werden kann. Die Mauer ist also nicht nur ein Hindernis gegen unerwünschtes Eindringen, sie ist auch ein Sichthindernis, hinter dem sich eigene Welten entwickeln können. Und während diese Mauer in der erstgenannten Funktion stets herausgefordert und fragil ist – denn auch die stärkste Festung hat ihre Schwachstellen, typischerweise etwa die Zonen, die einen Übergang von drinnen nach draußen ermöglichen –, erfüllt sie ihre Funktion als Hindernis gegen fremde Blicke relativ stabil.

Sowohl in der kritischen Interventionsforschung als auch im Praxisfeld der Intervention sind diese Strategien der Herstellung von Sicherheit durch bauliche Strukturen und deren bisweilen paradoxen Effekte unter dem Stichwort *bunkerisation* (Duffield 2010; 2012) inzwischen ausführlich problematisiert. Das »Sich-Verbarrikadieren« der AkteurInnen von Friedensmissionen steht demnach nicht nur im Widerspruch zu den Zielen dieser Missionen selbst, sondern erzeugt auch neue Sicherheitsprobleme: Ohne Sensibilität für den jeweiligen Kontext wird hier versucht, Sicherheit durch übergeneralisierte Praktiken der Segregation und Exklusion zu erzeugen, was lokale AkteurInnen antagonisiert und die Legitimität der Missionen untergräbt.¹¹ Vor dem Hintergrund dieser Debatten muss mit Blick auf die Situation in Kabul hervorgehoben werden, dass *bunkerisation* dort keineswegs eine Dynamik ist, die sich auf die AkteurInnen der internationalen Intervention beschränkt – auch wenn sie dort nicht zuletzt aufgrund der materiellen Ausstattung der Organisationen

10 Zu den Meilensteinen dieser Entwicklung zählt die Verabschiedung von *Minimal Operational Security Standards* (MOSS) 2001 und von *Minimal Operational Residential Security Standards* (MORSS), sowie die Einrichtung eines eigenen *Department of Safety and Security* (UNDSS) 2004, dessen Leiter seit 2005 den Rang eines Untergeneralsekretärs hat.

11 Siehe hierzu mit Blick auf Kabul und Bamako Andersson/Weigand (2015).

besonders intensiv betrieben wird. Vielmehr ist die Erzeugung eigener Welten hinter hohen Mauern ein in der Breite zu beobachtendes Phänomen. Denn mehr als in ländlichen Kontexten des Landes ist die hauptstädtische Gesellschaft von der Konkurrenz traditioneller und westlich-universalistischer Normen geprägt, um deren Geltung auch mit Zwangsmitteln gerungen wird. Unter diesen Bedingungen öffentlicher Normkonkurrenz sind Orte, die Kontrolle nicht nur über die Teilnehmenden, sondern auch über mögliche BeobachterInnen von Interaktionen und Praktiken ermöglichen, für nahezu alle AkteurInnen von Relevanz.

4.2 »We cannot send an Afghan colleague. He wouldn't get in«: Sicherheitsproduktion durch Zugangsregeln

Wie bereits erwähnt sind gesicherte Gebäude und Anlagen keine »Gefängnisse der Sicherheit«. Vielmehr besteht ihre soziale Funktion darin, erwünschte Praktiken und Interaktionen zu ermöglichen, indem AkteurInnen, die diese Prozesse stören könnten – etwa durch einen Angriff –, ausgeschlossen werden. Dies gelingt jedoch nicht durch die Errichtung physischer Strukturen allein. Vielmehr müssen Selektionsprozesse institutionalisiert werden, die zuverlässig zwischen willkommenen und störenden, beziehungsweise bedrohlichen, AkteurInnen unterscheiden und nur ersteren Zugang gewähren. So wird die Grenze, die die unsichere Außenwelt von sicheren Innenräumen scheidet, nicht nur durch materielle Hindernisse, sondern auch sozial durch Entwicklung und Durchsetzung von Zugangsregeln markiert. Sichtbarstes Zeichen für die Institutionalisierung solcher Selektionsprozesse sind die bewaffneten Wachposten vor Regierungsgebäuden oder den *Compounds* internationaler Organisationen, die Zugang nur nach Taschen- und Körperkontrolle, der Vorlage eines Ausweisdokuments oder anderen Kontrollverfahren gewähren. Doch wie im Falle der Generalisierung des *bunkerisation*-Phänomens sind diese Selektionspraktiken nicht nur in den hochgesicherten *Compounds* politischer oder ökonomischer Eliten zu finden. Funktionsäquivalente gibt es auch in kleineren Organisationen oder Firmen. Und wo formalisierte Regeln fehlen – wie etwa in Privathaushalten – steht doch fest, wer im gegebenen Kontext zu entscheiden hat, welche Personen unter welchen Umständen ein Anwesen oder eine Wohnung betreten dürfen.

Aufgrund meiner Positionierung im Feld als Angehörige einer traditionsbewussten, aber global geöffneten afghanischen NGO spielten in der Forschung die Selektions- und Aushandlungsprozesse an der Grenze zu jenem globalen Milieu, das Autesserre (2014) als *peaceland* beschrieben hat, eine besondere Rolle. Denn vor dem Hintergrund der Konfliktkonstellation ist aus Sicht westlich-ausländischer Ak-

teurInnen die Unterscheidung von »Internationalen« und »AfghanInnen« in hohem Maße sicherheitsrelevant, wobei »afghanisch« mit »potentiell gefährlich« assoziiert ist. Ein wichtiger Teil der Sicherheitsroutinen »westlicher« Organisationen besteht deshalb darin, Distanz zwischen dem ausländischen Personal und der afghanischen Bevölkerung herzustellen. So darf die Mehrzahl der »Internationalen« inzwischen die hochgesicherten *Compounds*, innerhalb derer sich sowohl Wohngebäude als auch Büros befinden, kaum noch verlassen. Der Zugang für afghanisches Personal – auf das nie ganz verzichtet werden kann – unterliegt besonderen Kontrollverfahren, die sich sowohl in der Strenge der formalen Regeln als auch in der Gründlichkeit der Ausführung von den Kontrollverfahren für Gäste, die selbst zum Milieu der »Internationalen« gehören, unterscheidet. Auch innerhalb der *Compounds* setzt sich diese Unterscheidung fort, etwa in Form getrennter Büros und Kantinen. Ein afghanischer Interviewpartner, der innerhalb eines solchen *Compound*s in gehobener Position als Berater für eine westliche NGO arbeitete, erzählte mir, dass er aufgrund einer formalen Vorschrift für Fahrten zu Außenterminen stets ein anderes Auto benutzen musste als seine US-amerikanische Kollegin – sie fuhr in einem *armoured vehicle*, während er ein sogenanntes *soft skin car* benutzen musste. Aus dieser Regel ist abzulesen, dass die Organisation Gefahr für ihre internationalen MitarbeiterInnen nicht nur in Anschlägen von außen, sondern auch in Bedrohungen durch afghanische KollegInnen vermutet, was zur Institutionalisierung von Misstrauen führt. Aus derselben Logik erklärt sich, dass ich in meiner Rolle als Beraterin in einer afghanischen Organisation einmal zu einem Termin entsandt wurde, der thematisch gänzlich außerhalb meines Kompetenz- und Aufgabenfeldes lag; zur Begründung hieß es, dass die inhaltlich kompetenteren afghanischen Kollegen nur schwer Zugang zu dieser Sitzung bekommen würden, die auf dem Gelände einer großen internationalen Organisation stattfand: »We cannot send an Afghan colleague. He wouldn't get in.«

Ein paradoxer Effekt solcher Verfahren und Praktiken ist, dass in Kabul für gut ausgebildete Afghaninnen und Afghanen die offene, globalisierte Welt ständig präsent ist – doch in der Form des Unerreichbaren. Die um die internationale Intervention sich entfaltenden Praktiken der Segregation führen zu paradoxen Erfahrungen der Globalisierung durch Exklusion. Jedes Mal, wenn ein Afghane im Restaurant abgewiesen wird oder wenn eine Afghanin sich bei einer Sitzung in einem gesicherten *Compound* durch eine weniger qualifizierte ausländische Kollegin vertreten lassen muss, erfahren sie »die Welt«, jedoch als einen Ort, der ihnen nicht zugänglich ist. Das Wissen, dass man mit einem afghanischen Pass größte Schwierigkeiten hat, ein Visum für Länder außerhalb der Region zu bekommen, verstärkt diese Erfahrung noch.

Wie in der Forschung zum *bunkerisation*-Phänomen problematisiert, ist eine solche Konstellation politisch hoch brisant. Denn Rechtfertigungsgrund der internationalen militärischen und humanitären Intervention sind universalistische Werte wie die Achtung der Menschenwürde und der Schutz der Menschenrechte. Doch die Welt, die die Praxis der Intervention in einer Stadt wie Kabul erzeugt, ist kein Ort der Inklusion, sondern einer, der beunruhigend an Frantz Fanons Rekonstruktion kolonialer Welten erinnert: eine asymmetrisch geteilte Welt, deren Grenze von Bewaffneten bewacht und verteidigt wird (2002: 41).

4.3 »You can take off your headscarf. It's safe here!«: Sicherheitsproduktion durch Zugehörigkeit suggerierende Alltagsvollzüge

Doch ist es für die Herstellung von Sicherheitswahrnehmungen nun ausreichend, uneinsehbare und schwer zugängliche Anlagen zu bauen und elaborierte Zugangsverfahren umzusetzen? Erzeugen solche Orte notwendigerweise das Gefühl, sich an einem »sicheren Ort« zu befinden? Die Antwort lautet nein. Denn Sicherheitswahrnehmungen in Innenräumen werden ganz entscheidend auch durch andere Anwesende und die Praktiken und Interaktionen bestimmt, die sich dort entfalten. Entscheidend sind all jene Prozesse und Vollzüge, die explizit oder implizit Zugehörigkeit markieren, beziehungsweise die Zuschreibung von Zugehörigkeit erlauben. Der Grund hierfür ist, dass sich daraus Hinweise darauf ergeben, ob man eher unter Fremden oder unter Ähnlichen ist, unter Menschen, denen man vertrauen kann oder nicht. So können eigentlich a-politische Alltagsvollzüge performativ »sichere« und »unsichere Orte« differenzieren und werden damit in hohem Maße sicherheitsrelevant.

Ein Beispiel hierfür sind Bekleidungspraktiken. Denn die Kleidung von Anwesenden kann einen gegebenen Innenraum beispielsweise eher als »westlich« oder »afghanisch«, als »paschtunisch« oder »tadschikisch« markieren. Während die innerafghanischen Unterscheidungen sich vor allem in der Männerkleidung artikulieren, sind die Trägerinnen der Unterscheidung »westlich«/»afghanisch« vor allem die Frauen. Als landestypisch, also »afghanisch«, gilt der im Koran empfohlene verhüllende Kleidungsstil, der die weiblichen Körperformen nicht betont. Enger anliegende Kleidung ist hingegen mit dem Attribut des »Westlichen« belegt. So markiert die Art einer Frau, sich zu kleiden, ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten »Welt« und wirkt so in einem gegebenen Innenraum an der Bestimmung von dessen Charakter mit.

Die große Bedeutung von Bekleidungspraktiken in der Definition von Orten trat in der Forschung besonders deutlich hervor, da mich der Feldzugang, wie erwähnt,

an der Schnittstelle zwischen internationalisierten und lokal-afghanischen Milieus positionierte. Häufiger als andere AkteurInnen im Feld war ich dadurch mit Momenten des Übergangs zwischen verschiedenen Milieus konfrontiert, was eine Sensibilisierung für die jeweils geltenden Bekleidungsregeln mit sich brachte. So markierte das Auf- und Absetzen des Kopftuchs performativ den Übergang von einem »afghanischen« in einen »westlichen« Raum und umgekehrt. Und oft war dieser eigentlich harmlose Vorgang Kristallisationspunkt in der Aushandlung von Raumdefinitionen und Zugehörigkeiten. »You can take off your headscarf. It's safe here!« ist ein Satz, den ich häufiger zu hören bekam. Bei Afghaninnen drückte sich das subjektive (Un-)Sicherheitsempfinden auch darin aus, wie sehr sie auf den korrekten Sitz eines lose gebundenen Kopftuchs achteten.

Eine ähnliche Funktion wie die Kleidung konnte auch Sprache erfüllen – mit dem Unterschied, dass sie deutlich situativer gehandhabt werden kann. Neben den beiden Amtssprachen – Paschto und Dari – gibt es knapp 50 weitere gesprochene Sprachen im Land. Hinzu kommt in allen mit der internationalen Intervention in Kontakt stehenden Milieus noch das Englische. So kann der Charakter eines Ortes auch über die Wahl der Sprache bestimmt werden, die dann anzeigt, ob man »unter sich« – also sicher – ist. Auch gereichte Speisen konnten eine solche Funktion erfüllen, insofern sie, ebenso wie Kleidung oder Sprache, Zugehörigkeit zu bestimmten Traditionen oder Milieus markieren. All diese Alltagspraktiken lassen AkteurInnen oder Interaktionen in einem bestimmten Horizont erscheinen, der dann eben stärker »westlich« oder »afghanisch«, stärker »tadschikisch«, »paschtunisch« oder »hazara« ist. Damit werden sie zu Hinweisen darauf, ob man sich »unter sich« und damit an einem »sicheren Ort« befindet oder eher Vorsicht geboten ist.

Die in diesem Abschnitt diskutierten Dynamiken machen deutlich, wie sehr Prozesse der Produktion von Orten immer auch Prozesse der Produktion von Subjektivität und Identität sind. Wo regelmäßige Körperkontrollen nötig sind oder aufgrund von Sicherheitsüberlegungen ein bestimmter Kleidungsstil gepflegt wird, werden diese Teil einer Gewohnheitsstruktur und haben Auswirkungen auf die Selbstvorstellung und das Welterleben. Die Herstellung »sicherer Orte« geht deshalb weit über die Gewährleistung physischer Unversehrtheit hinaus. In einem bereits 1967 erschienen Artikel diskutieren die Soziologen Stanford M. Lyman und Marvin B. Scott diesen engen Zusammenhang zwischen den Dynamiken von Räumen und den Dynamiken des Selbst unter dem Stichwort *territoriality* (Lyman/Scott 1967). Sie arbeiten heraus, dass Räume sozialwissenschaftlich nicht nur aufgrund von Bewegungs- und Orientierungsprozessen relevant sind. Noch wichtiger ist, dass Handlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten in allen Gesellschaften räumlichen Bedingungen unterliegen. Grund dafür ist, dass sich das Repertoire menschlicher

Handlungsweisen und Ausdrucksmöglichkeiten nie in dem erschöpft, was gesellschaftlich erwünscht oder gebilligt wird. So entscheiden die Möglichkeiten zur Gestaltung und Kontrolle von Räumen über Möglichkeiten idiosynkratischen Ausdrucks. Lyman und Scott weisen auch darauf hin, dass gerade in Kontexten, in denen öffentliche Räume hochreglementiert sind, die Gestaltung oder Verteidigung privater Territorien sowie der Territorialität des Körpers zu zentralen Modi der Affirmation des Selbst werden. So lassen sich die eben beschriebenen Praktiken der Sicherheitsproduktion durch Zugehörigkeit suggerierende Alltagsvollzüge nicht nur als Symptome der identitätsstiftenden Zuspitzung eines politischen Konfliktes lesen, sondern auch als Versuche der Selbstaffirmation im Kontext extrem beschränkter *Frei-Räume*.

5. Forschungsperspektiven

Vor dem Hintergrund der Kontroverse um den Gewaltraumbegriff in der historischen, geographischen und soziologischen Konfliktforschung bin ich in diesem Artikel der sozialräumlichen Strukturierung des Alltags unter den Bedingungen eines bewaffneten Konfliktes in der afghanischen Hauptstadt Kabul nachgegangen. Im Zentrum standen dabei nicht allein konkrete empirische Dynamiken, sondern zunächst die Frage, wie sich diese theoretisch rekonstruieren und methodisch untersuchen lassen. Ich habe vorgeschlagen Raum als Gegenstand der Erfahrung und damit als Dimension von Alltäglichkeit zu rekonstruieren. In dieser Perspektive legt der Begriff des Gewaltraums die Frage nach dem Zusammenhang von Gewaltdynamiken und Raumerfahrungen (einschließlich Praktiken der Raumproduktion) sowie deren Artikulation im Alltag nahe. Welche Einsichten eine auf dieser Grundlage entwickelte immersive ethnographische Forschung in Kabul generierte, habe ich im zweiten Teil des Textes dargelegt. Die Ausführungen haben gezeigt, dass im Zentrum der Alltagsdynamiken in der durch Gewalt geprägten Stadt nicht – wie es der Gewaltraumbegriff suggeriert – die Gewalt selbst steht. Gravitationszentrum aller Alltagsvollzüge sind stattdessen Praktiken der aktiven Herstellung von Sicherheit in Gestalt »sicherer Orte«. Welche Schlüsse lassen sich nun aus diesen Überlegungen für eine Weiterentwicklung raumsensibler Forschung zu bewaffneten Konflikten ziehen?

Diese Analyse legt zum einen nahe, dass die Definition und Charakterisierung von »Gewalträumen« – will man ein solches Projekt überhaupt verfolgen – über die Gewalt selbst zu kurz greift. Zentral scheint stattdessen, dass an einem solchen Ort *jedeR* in Praktiken der Sicherheitserzeugung involviert ist. Zugespitzt formuliert ist der Gewaltraum dadurch gekennzeichnet, dass hier jeder selbst für seine Sicherheit

sorgt. Für die wie im Falle Afghanistan angestrebten Staatsbildungsprozesse ist dies folgenreich. Denn Staatlichkeit ist über ein funktionierendes Monopol legitimer Gewalt, das heißt letztlich über die Erfahrung definiert, sich um Sicherheit keine Sorgen machen zu müssen. Die alltagssoziologische Perspektive macht deutlich, dass die Konsolidierung von Staatlichkeit sich nicht allein über Effizienzsteigerungen bei den verantwortlichen Behörden verwirklicht. Denn wo Praktiken der Herstellung von Sicherheit Teil leiblicher Gewohnheitsstrukturen geworden ist, genügt die kognitive Einsicht in die gestiegene Kompetenz von Sicherheitskräften nicht, um auf diese zu verzichten; im ungünstigsten Fall wird erstere lediglich als weiteres Sicherheitsrisiko wahrgenommen, gegen das es sich abzusichern gilt.

Zum anderen ergeben sich mit der Akzentverschiebung von »Gewalt« auf »Sicherheit« Anschlüsse, die nicht nur eine breitere empirische Kontextualisierung der hier vorgestellten Forschungsperspektive ermöglichen, sondern auch zur Entwicklung eines eigenständigen Forschungsfeldes anregen. Denn in der Friedens- und Konfliktforschung gibt es bereits eine Reihe konzeptuell innovativer und empirisch aufschlussreicher Arbeiten, die sich mit den räumlichen Dynamiken der Sicherheitsproduktion in Konfliktgebieten beschäftigen und sich dabei auch für die Verknüpfung von Praktiken der Produktion von Räumen mit Dynamiken der Produktion von Subjektivität interessieren – allerdings liegt der Fokus dieser, der kritischen Friedens- und Konfliktforschung zuzurechnenden Arbeiten auf den institutionellen Protagonisten der Intervention (Smirl 2008; 2015; Duffield 2010; 2012; Andersson/Weigand 2015). Dass die hier vorgestellte Forschung für die Außenseite der Intervention strukturähnliche Dynamiken identifiziert, deutet darauf hin, dass in der symmetrisierenden Untersuchung lebensweltlicher Prozesse in Konfliktkontexten ein fruchtbares Forschungsfeld liegt, das Aufschluss über die komplexen sozialen Dynamiken in *global borderlands* verspricht.

Literatur

- Anderson, Elijah* 1999: Code of the Street. Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City, New York, NY.
- Andersson, Ruben/Weigand, Florian* 2015: Intervention at Risk. The Vicious Cycle of Distance and Danger in Mali and Afghanistan, in: Journal of Intervention and Statebuilding 9: 4, 519-541.
- Autesserre, Séverine* 2014: Peaceland. Conflict Resolution and the Everyday Politics of International Intervention, New York, NY.
- Baberowski, Jörg* 2012: Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt, München.
- Baberowski, Jörg* 2015: Räume der Gewalt, Frankfurt a. M.

- Barberowski, Jörg/Metzler, Gabriele* (Hrsg.) 2012: *Gewalträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand*, Frankfurt a. M.
- Belina, Bernd/Michel, Boris* 2011: *Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography. Eine Zwischenbilanz*, Münster.
- Buckley-Zistel, Susanne* 2012: »Ich bin dann mal weg«. Feldforschung im Studium der Friedens- und Konfliktforschung, in: *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung* 1: 2, 315-323.
- Bultmann, Daniel* 2015: *Inside Cambodian Insurgency. A Sociological Perspective on Civil Wars and Conflict*, Farnham.
- Cassirer, Ernst* 2006 [1931]: *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum* (1931), in: *Dünne, Jörg/Günzel, Stephan* (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M., 485-500.
- Certeau, Michel de* 1980: *L'invention du quotidien*, Paris.
- Duffield, Mark* 2010: *Risk-Management and the Fortified Aid Compound. Everyday Life in Post-Interventionary Society*, in: *Journal of Intervention and Statebuilding* 4: 4, 453-474.
- Duffield, Mark* 2012: *Challenging Environments. Danger, Resilience and the Aid Industry*, in: *Security Dialogue* 43: 5, 475-492.
- Eriksson Baaz, Maria/Stern, Maria* 2009: *Why Do Soldiers Rape? Masculinity, Violence, and Sexuality in the Armed Forces in the Congo (DRC)*, in: *International Studies Quarterly* 53: 2, 495-518.
- Esser, Daniel E.* 2014: *Security Scales. Spectacular and Endemic Violence in Post-invasion Kabul, Afghanistan*, in: *Environment and Urbanization* 26: 2, 373-388.
- Fanon, Frantz* 2002: *Les damnés de la terre. Preface de Jean-Paul Sartre* (1961). *Préface de Alice Cherki et postface de Mohammed Harbi* (2002), Paris.
- Glauser, Andrea* 2006: *Pionierarbeit mit paradoxen Folgen?*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 35: 4, 250-268.
- Gregory, Derek* 2011: *The Everywhere War*, in: *The Geographical Journal* 177: 3, 238-250.
- Heidegger, Martin* 2000 [1951]: *Bauen Wohnen Denken*, in: *Gesamtausgabe*. 1. Abteilung: *Veröffentlichte Schriften* (1910-1976). Band 7 *Vorträge und Aufsätze* (herausgegeben von Friedrich-Wilhelm von Herrmann), Frankfurt a. M., 145-164.
- Hensell, Stephan/Gerdes, Felix* 2014: *Von Rebellen zu Eliten. Aufstieg und Scheitern bewaffneter Gruppen nach dem Krieg*, in: *Politische Vierteljahresschrift* 55: 2, 217-242.

- Husserl, Edmund* 1982: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie, Hamburg.
- Jureit, Ulrike* 2016: Rezension zu: Baberowski, Jörg 2015: Räume der Gewalt, Frankfurt a. M., in: www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-25069; 16.1.2017.
- Kalyvas, Stathis N.* 2006: The Logic of Violence in Civil War, Cambridge.
- Knöbl, Wolfgang* 2015: Nur beschreiben oder doch erklären? Soziologische Anmerkungen zu Jörg Baberowski, »Räume der Gewalt«, und Timothy Snyder, »Black Earth. Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann«, in: <http://www.sozio.polis.de/beobachten/raum/artikel/nur-beschreiben-oder-doch-erklaren/>; 16.1.2017.
- Koloma Beck, Teresa* 2012: The Normality of Civil War. Armed Groups and Everyday Life in Angola, Frankfurt a. M.
- Koloma Beck, Teresa* 2015: Jenseits des Ausnahmezustands, in: Lessenich, Stephan (Hrsg.): Routinen der Krise – Krise der Routinen (Verhandlungen der Kongresse der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Band 37), in: <http://publikationen.sozio.polis.de/index.php/kongressband/article/view/174>; 16.1.2017.
- Koloma Beck, Teresa* 2016 a: Gewalt|Raum. Aktuelle Debatten und deren Beiträge zur raumsensiblen Erweiterung der Gewaltsoziologie, in: Soziale Welt 67: 4, 431-450.
- Koloma Beck, Teresa* 2016 b: Krieg und Gewohnheit. Phänomenologische und pragmatistische Perspektiven auf verkörpertes Gedächtnis in Bürgerkriegen, in: Heinlein, Michael/Dimbath, Oliver/Schindler, Larissa/Wehling, Peter (Hrsg.): Der Körper als soziales Gedächtnis, Wiesbaden, 153-169.
- Korf, Benedict/Schetter, Conrad* (Hrsg.) 2015: Geographien der Gewalt. Kriege, Konflikte und die Ordnung des Raumes im 21. Jahrhundert, Stuttgart.
- Kusenbach, Margarethe* 2008: Mitgehen als Methode. Der »Go-Along« in der phänomenologischen Forschungspraxis, in: Raab, Jürgen/Pfadenhauer, Michaela/Stegmaier, Peter/Dreher, Jochen/Schnettler, Bernt (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie, Wiesbaden, 349-358.
- Lefebvre, Henri* 2000 [1974]: La production de l'espace, Paris.
- Lindner, Rolf* 1981: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß, in: Zeitschrift für Volkskunde 77: 1, 51-66.
- Löw, Martina* 2001: Raumsoziologie, Frankfurt a. M.
- Lubkemann, Stephen C.* 2008: Culture in Chaos. An Anthropology of the Social Condition in War, Chicago, III.

- Lyman, Stanford M./Scott, Marvin B.* 1967: Territoriality. A Neglected Sociological Dimension, in: *Social Problems* 1: 2, 236-249.
- Maček, Ivana* 2009: *Sarajevo under Siege. Anthropology in Wartime*, Philadelphia, PA.
- Mac Ginty, Roger* 2015: Where is the Local? Critical Localism and Peacebuilding, in: *Third World Quarterly* 36: 5, 840-856.
- Mac Ginty, Roger/Richmond, Oliver P.* 2013: The Local Turn in Peace Building. A Critical Agenda for Peace, in: *Third World Quarterly* 34: 5, 763-783.
- Nordstrom, Carolyn/Robben, Antonius C. G. M.* 1995: *Fieldwork under Fire. Contemporary Studies of Violence and Survival*, Berkeley, CA.
- Nordstrom, Carolyn* 1997: *A Different Kind of War Story*, Philadelphia, PA.
- Nordstrom, Carolyn* 2004: *Shadows of War. Violence, Power, and International Profiteering in the Twenty-first Century*, Berkeley, CA.
- Petti, Alessandro* 2008: Asymmetries in Globalised Space. The Road Network in Palestine-Israel (Henry Moore Institute Online Papers and Proceedings), in: http://www.henry-moore.foundation/docs/file_1375188620582.pdf; 12.2.2017.
- Pink, Sarah* 2015: *Doing Sensory Ethnography*, Los Angeles, CA.
- Schlichte, Klaus* 2005: *Der Staat in der Weltgesellschaft. Politische Herrschaft in Asien, Afrika und Lateinamerika*, Frankfurt a. M.
- Schlichte, Klaus* 2009: *In the Shadow of Violence. The Micropolitics of Armed Groups*, Frankfurt a. M.
- Schnell, Felix* 2012: *Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine, 1905-1933*, Hamburg.
- Simmel, Georg* 1993 [1907]: *Soziologie der Sinne*, in: Cavalli, Alessandro/Krech, Volkhard (Hrsg.): *Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Band II (Gesamtausgabe Band 8)*, Frankfurt a. M., 276-292.
- Simmel, Georg* 1984 a [1909]: *Brücke und Tür*, in: ders. (Hrsg.): *Das Individuum und die Freiheit. Essais*, Berlin, 7-11.
- Simmel, Georg* 1984 b [1913]: *Philosophie der Landschaft*, in: ders. (Hrsg.): *Das Individuum und die Freiheit. Essais*, Berlin, 130-139.
- Smirl, Lisa* 2008: Building the Other, Constructing Ourselves. Spatial Dimensions of International Humanitarian Response, in: *International Political Sociology* 2: 3, 236-253.
- Smirl, Lisa* 2015: *Spaces of Aid. How Cars, Compounds and Hotels Shape Humanitarianism*, London.
- Sofsky, Wolfgang* 2002: *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg*, Frankfurt a. M.

- Sriram, Chandra L./King, John C./Mertus, Julie A./Martin-Ortega, Olga/Herman, Johanna* (Hrsg.) 2009: *Surviving Field Research. Working in Violent and Difficult Situations*, London.
- Sylvester, Christine* (Hrsg.) 2011: *Experiencing War*, London.
- Szabo, Albert/Barfield, Thomas J.* 1991: *Afghanistan. An Atlas of Indigenous Domestic Architecture*, Austin, TX.
- Venkatesh, Sudhir A.* 2008: *Gang Leader for a Day. A Rogue Sociologist Takes to the Streets*, New York, NY.

Die Autorin

Prof. Dr. Teresa Koloma Beck ist Professorin für Soziologie der Globalisierung an der Fakultät für Staats- und Sozialwissenschaften der Universität der Bundeswehr München.
E-Mail: tkb@unibw.de